

Fehlen im Grab Anzeichen einer Ausstattung für die Gefolgschaft, muß dies dann zwangsläufig bedeuten, daß es diese Gefolgschaft für den Bestatteten im Leben nicht gegeben hatte? Es fällt auch schwer, zwischen Hochdorf auf der einen und allen anderen hallstattzeitlichen Prunkgräbern auf der anderen Seite einen solch tiefgreifenden Unterschied von derart weitreichender sozialer Bedeutung zu sehen. Kann es nicht sein, daß die Sonderstellung der Bestattung von Hochdorf in erster Linie darauf beruht, daß das Grab ungestört war und darüber hinaus mit Hilfe modernster Ausgrabungs- und Dokumentationstechnik untersucht werden konnte, wie Verf. eingangs (S. 25) ja selbst betont?

Es ist nicht möglich, im Rahmen einer Rezension zu allem Stellung zu nehmen, was in dieser gelehrten Studie zur Sprache kommt. Sie steckt voller Anregungen, der Verf. bringt intelligente Deutungen, die neue Ansätze bieten, bleibt dabei aber stets eng am Befund, also an der archäologischen Realität, und verliert sich nicht in kulturtheoretischen Spekulationen.

D-14195 Berlin
Im Dol 2-6

Hermann Parzinger
Deutsches Archäologisches Institut
Eurasien-Abteilung

SABINE RIECKHOFF, Süddeutschland im Spannungsfeld von Kelten, Germanen und Römern. Studien zur Chronologie der Spätlatènezeit im südlichen Mitteleuropa. Mit einem Beitrag von Angela von den Driesch. Trierer Zeitschrift für Geschichte und Kunst des Trierer Landes und seiner Nachbargebiete, Beiheft 19. Selbstverlag des Rheinischen Landesmuseums, Trier 1995. DEM 144,- (€ 73,63). ISSN 0934-7607, ISBN 3-923319-31-2. 317 Seiten mit 54 Abbildungen und 21 Tabellen.

Die mit hohem Anspruch unternommene Arbeit verfolgt das Ziel, ausgehend von einer kleinen Gruppe eher bescheidener Befunde und Funde, die als „Südostbayerische Gruppe“ zusammengefaßt werden, die Chronologie der Spätlatènezeit in Mitteleuropa feiner als bisher zu gliedern, die verschiedenen Fundgruppen räumlich und zeitlich genauer zu fixieren und in Anlehnung an die antike Überlieferung ein neues Bild von den historischen Vorgängen zu entwerfen. Nach einer Einführung in die Aspekte des Themas und in den Stand der Forschung wird die „Südostbayerische Gruppe“ in Kapitel II vorgestellt und in Kapitel III ausführlich besprochen. Kapitel IV gilt der Untersuchung der kulturellen Beziehungen und ihrer relativ-chronologischen Stellung mit dem Ergebnis, daß die „Südostbayerische Gruppe“ jünger ist als die spätesten Funde aus dem Oppidum von Manching und auf eine Zuwanderung aus Mitteldeutschland zurückgeht. Diesem Herkunftsgebiet ist Kapitel V gewidmet, in dem „Die ‘Großromstedter Kultur’ am Beispiel des Gräberfeldes von Schkopau, Kr. Merseburg, und dessen Bedeutung für die relative Chronologie“ mit dem Ergebnis behandelt wird, daß Schkopau etwas früher beginnen soll als Großromstedt selbst. Daran ist Kapitel VI unter dem Titel „Die Stratigraphie von Basel-Münsterhügel. Neue Überlegungen zur absoluten Chronologie“ angeschlossen. Die vieldiskutierte Abfolge von Basel-Gasfabrik und dem Oppidum Basel-Münsterhügel wird kritisch analysiert und vor allem zeitlich neu gesehen: das Ende der Gasfabrik-Siedlung wird im zeitlichen (und auch ursächlichen) Zusammenhang mit den späteren Ereignissen der Kimbernkriege um 100 v. Chr., das Ende des Münsterhügel-Oppidums (Schicht 2/3) mit den Ereignissen des Jahres 58 v. Chr. verbunden und von der früh-römischen Militärstation getrennt; ähnlich wird das Ende des Oppidums von Altenburg-Rheinau angesetzt. Das abschließende Kapitel VII „Ergebnisse“ führt die erarbeiteten Ansätze weiter und mündet in eine Rekonstruktion der Besiedlung Süddeutschlands am Beginn der

römischen Okkupation; sie läßt sich damit charakterisieren, daß südlich der am Main faßbaren germanischen Siedlungen die „Helvetier-Einöde“ des Ptolemaios als praktisch siedlungsleeres Gebiet verstanden wird, weil archäologisch hier nichts zu finden sei, was in die Zeit nach Caesars gallischen Feldzügen eingeordnet werden könne. Angeschlossen ist der 25 Seiten umfassende Katalog der „Südostbayerischen Gruppe“, dem ein Anhang mit Literaturverzeichnis, Fundlisten und der von A. von den Driesch vorgenommenen Auswertung der Tierknochen aus Regensburg-Harting und aus Paring folgt. Am Ende stehen die ganzseitigen Abbildungen 4 bis 54.

Damit ist freilich die weitausgreifende, mit zahlreichen Exkursen versehene und oszillierende, jedenfalls nicht unbedingt geradlinige Gedankenführung der Abhandlung nur eben grob skizziert, aber auch gesagt, daß sie mehr Diskussionsstoff enthält, als eine Besprechung ausbreiten kann. Geboten ist also die Beschränkung auf einige wesentliche Kernpunkte.

Die Vorstellung der „Südostbayerischen Gruppe“ ist wohl eher als vorläufig zu verstehen, denn die meist spärlichen Siedlungsbefunde werden nur für Regensburg-Harting wenigstens knapp dargestellt; einige sind auch anderweitig in Bearbeitung. Die zeichnerische Wiedergabe der keramischen Funde ist etwas sehr spartanisch ausgefallen und ohne Beschreibung nicht wirklich verständlich; da aber der Katalog wiederum mehr als knapp formuliert ist, ist man letztlich auf die beschreibende Abhandlung in Kapitel III angewiesen. Die Benutzung der Abbildungen wird durch die unglücklich komplizierten Legenden nicht gerade erleichtert (wozu in der Legende zu Abb. 41 die Benennung der Fibeltypen?). Auch die hier gebotene Zusammenfassung zu einer „Gruppe“ kann letztlich den Eindruck eines „spärlichen Materials“ nicht ganz verwischen (so W. KRÄMER, Die Grabfunde von Manching und die latènezeitlichen Flachgräber in Südbayern. Ausgr. Manching 9 [Stuttgart 1985] 38 Anm. 149 aufgrund eines älteren Forschungsstandes).

Ihre chronologischen Differenzierungen stützt die Verfasserin ganz auf die von Alfred Haffner und Andrei Miron anhand des reichen keramischen Inventars saar-moselländischer Gräberfelder erarbeitete Gliederung – „das einzige archäologisch autarke System“ (S. 18). Die süd- und mitteldeutschen Fundgruppen können daran nur mit Hilfe von Fibeln angebunden werden. Die Verfasserin bemüht sich deshalb, die einzelnen Fibeltypen schärfer als bisher zu definieren. Dabei gilt ihr Interesse besonders den „Frühen geschweiften Fibeln“. Darunter versteht sie im Anschluß an die mitteldeutsche Forschung eine Gruppe nur bedingt einheitlicher Fibeln, die die Entwicklung zwischen der „geknickten“ Spätlatenefibel Kostrzewski Var. K und den Varianten M und N, also bis zur klassischen geschweiften Fibel umfaßt, mit der Werner Krämer die Stufe Latène D2 gekennzeichnet hatte. Als definitorisches Unterscheidungsmerkmal wird das Aufkommen von Stützflügeln oder -platten statt der bei Kostrzewski Var. K üblichen Stützfalte bezeichnet, die sehr unterschiedliche Bügelschweifung spielt dagegen eine vergleichsweise untergeordnete Rolle. Mit der schon erwähnten Analyse des Gräberfeldes von Schkopau versucht die Verfasserin eine Zweiteilung von Latène D2 zu begründen (129 f. 164 f. mit Tabelle 19): die erste Zeitgruppe von Schkopau mit Frühen geschweiften Fibeln (Latène D2a) gehe dem Beginn von Großromstedt mit klassischen geschweiften Fibeln (Latène D2b) zeitlich voraus. Damit kollidiert aber die inhaltliche Anbindung an die Abfolge an Saar und Mosel. Die Verfasserin zitiert S. 58 und nochmals S. 137 wörtlich A. MIRON (Das Frauengrab 1242. Zur chronologischen Gliederung der Stufe Latène D2. In: A. Haffner [Hrsg.], Gräber – Spiegel des Lebens. Schriftenr. Rhein. Landesmus. Trier 2 [Mainz 1989] 215–228, hier 224 f.), um die Position ihrer Variante 1 („Typ Thalmässing“) der Frühen geschweiften Fibeln in Latène D2a im Moselland zu belegen (so übrigens auch auf S. 186 in Tabelle 20 dargestellt). Die Äußerungen Miron und auch Haffners (ebd. 75) notieren aber Wederath Grab 1242 unmißverständlich in Latène D2b. Auch erscheint dort die Abfolge von Latène D2a nach Latène D2b sowohl im Material als auch in der Kartierung recht „fließend“, und schon im Hunsrück-Nahe-Raum sieht sie inhaltlich wieder etwas anders aus (vgl. A. MIRON, Die späte Eisenzeit im Hunsrück-Nahe-Raum. Mittel- und spätlatènezeitliche Grä-

berfelder. In: A. Miron/A. Haffner [Hrsg.], Studien zur Eisenzeit im Hunsrück-Nahe-Raum. Trierer Zeitschr. Beih. 13 [Trier 1991] 151–169, bes. 162 f. mit Abb. 5), und die von der Verfasserin S. 171 formulierten Stufeninhalte stimmen mit den von Miron angegebenen (a. a. O. 161–164) nur bedingt überein. Wie sich das mit den Darlegungen der Verfasserin zu den Gräberfeldern Schkopau und Großromstedt verträgt, ist nicht ohne weiteres zu durchschauen. Ungefähr gleichzeitig hat TH. VÖLLING (Studien zu Fibelformen der jüngeren vorrömischen Eisenzeit und ältesten römischen Kaiserzeit. Ber. RGK. 75, 1994 [1995] 147–282) nicht nur eigenständige Definitionen und Gruppierungen der Fibelformen vorgelegt, sondern auch darauf hingewiesen, daß der von der Verfasserin schon früher behauptete Ansatz von Wederath Grab 1242 in Latène D2a durch die Äußerungen Miron und Haffners nicht gedeckt ist und deshalb ihren frühen Ansatz von Latène D2a (85–45 v. Chr.) als nicht begründbar bezeichnet (a. a. O. 234 Anm. 398). Die genauere inhaltliche Anbindung bleibt jedenfalls noch auszuloten.

Damit sind nun auch die absoluten Daten angesprochen, die den historischen Rekonstruktionen zugrundegelegt werden. Für die an Saar und Mosel erarbeitete Abfolge läßt sich die Dauer der einzelnen „Stufen“ innerhalb eines für die Stufe Latène D annehmbaren Rahmens nur aufgrund der Gräberzahl schätzen, aber keineswegs so zuverlässig „mit Rechenschieber und Zirkel“ berechnen (so MIRON a. a. O. 1991, 168), daß die so gewonnenen Werte mehr als hypothetische Ansätze sein könnten. Im Grunde stehen nur zwei absolutchronologische Anhaltspunkte zur Verfügung. Mit der Darstellung einer Kragenfibel auf den CRICIRU-Münzen, die D. F. ALLEN in die Zeit von Caesars gallischem Krieg datiert hat (Germania 50, 1972, 122–132), und mit ihrer Bedeutung für die Fibel-Chronologie hat sich die Verfasserin schon seit langem beschäftigt; sie wird hier in Latène D2a eingeordnet (Abb. 52). Wie die ungewöhnliche „Abbildung“ auf einer Münze genauer zu verstehen ist – ob als Indiz für eine damals bereits gängige Form oder als Symbol für ein außergewöhnliches Stück (Geschenk?), das dann Prototyp wurde –, ist für die Chronologie zwar nicht gänzlich belanglos, ergibt aber allenfalls einen Spielraum von wenigen Jahren. Die dendrochronologische Fixierung des römischen Militärlagers Trier-Petrisberg auf 30/29 v. Chr. (E. HOLLSTEIN/M. NEYSES in: Trier – Augustusstadt der Treverer² [Mainz 1984] 179 f. sub Nr. 42) ist über die Gräber A und B von Goeblingen-Nospelt nur mit einer gewissen Schätzungsbreite einzubringen; beim Vergleich der flachen „römischen Teller“ sollte auch das zeitlich etwas konkreter faßbare Keramik-Ensemble von Zürich-Lindenhof im Auge behalten werden (vgl. E. VOGT, Der Lindenhof in Zürich [Zürich 1948] 169 Abb. 36, 1–3, dazu zuletzt R. FELLMANN, La Suisse gallo-romaine [Lausanne 1992] 20 mit Anm. 20 auf S. 365). Daraus resultiert dann eine Abfolge von Schätzwerten, die von Autor zu Autor, ja von Publikation zu Publikation variieren und der historischen Phantasie einigen Spielraum bieten. Es ist deshalb bemerkenswert, daß kürzlich eine regional beschränkte Gliederung mit zurückhaltender Anlehnung an die anspruchsvoll-überregionale Nomenklatur vorgetragen wurde (J. METZLER, Das treverische Oppidum auf dem Titelberg [G.-H. Luxemburg]. Dossiers Arch. Mus. Nat. Hist. et Art 3 [Luxembourg 1995] 542–563 mit Abb. 282).

Bezüglich der Besiedlung Südwestdeutschlands zwischen dem Ende der großen Oppida und der flavischen Okkupation hat sich die Verfasserin im wesentlichen dem Urteil von C. S. Sommer angeschlossen, der spätestens seit dem Jahr der von Caesar verhinderten Helvetierauswanderung mit einem Siedlungsvakuum rechnet. Die archäologische Seite dieses Problems wurde kürzlich durch die Vorlage der Spätlatèneefunde östlich des Schwarzwaldes neu beleuchtet (G. WIELAND, Die Spätlatènezeit in Württemberg. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 63 [Stuttgart 1996]; vgl. die Rez. von W. KRÄMER, Germania 75, 1997, 778–780); angesichts der lange vermuteten, aber erst jetzt zutagegetretenen Fülle stellt sich die Frage neu. Daß die Regionen links des Rheins, die schon früh auf das seit 52 v. Chr. römische Gallien orientiert waren, nur bedingt als Maßstab dienen können, zeigt schon die Jura-Schwarzwaldgrenze für die Verzierung der Grobkeramik. Zudem hatte G. WIELAND zuvor schon Form- und Verzierungstraditionen zwischen den jüngsten keramischen Funden von

Manching, der Hochrheinregion und den claudischen Donaukastellen aufgezeigt (Fundber. Baden-Württemberg 18, 1993, 61–70). Auf die Bedeutung entsprechender keramischer Funde im Militärlager von Dangstetten – und, wie hinzuzufügen ist, auf dem Zürcher Lindenhof (vgl. *Germania* 44, 1966, 300 mit Anm. 54; 310) – hat auch VÖLLING hingewiesen (a. a. O. 187 Anm. 193). Zum Zeugniswert der seit langem bekannten und diskutierten vordutschen, nicht-römischen und vor allem keltischen Orts- und Gewässernamen hat die Verfasserin lediglich eine zweifelnde Äußerung aus nicht unbedingt kompetenter Quelle herangezogen (S. 198), obgleich die Herkunft dieser Namen aus vorrömischer Lokaltradition deshalb außer Zweifel steht, weil ihre Verbreitung durch den Limes nicht begrenzt wird (vgl. W. KLEIBER in: *Hist. Atlas Baden-Württemberg*, Erl. Bd. 1, Karte III 5 [1979] 2). Schließlich ist an den von R. NIERHAUS geführten Nachweis zu erinnern, daß das Oppidum Heidengraben auf der Schwäbischen Alb bei PTOLEMAIOS Geogr. II 11,15 mit dem Namen *Riusiava* genannt ist (Fundber. Baden-Württemberg 6, 1981, 475–500), was ohne eine nach der Aufgabe des Oppidums in der Region verbliebene einheimische Bevölkerung gar nicht denkbar wäre. So schwierig also der archäologische Nachweis einer Restbevölkerung ohne klare politische Organisation in einem Territorium von unklarem Status zur Zeit noch sein mag, so gibt es doch Indizien, die es verbieten, die von PTOLEMAIOS Geogr. II 11,6 überlieferte „Helvetier-Einöde“ als Siedlungsvakuum in völlig wüstliegender Landschaft zu verstehen. Das Problem bleibt auf der Tagesordnung der Forschung; es sollte aber nicht einseitig, sondern sachgerecht eingeschätzt werden.

In Basel hat die Verfasserin im Anschluß an Gilbert Kaenel die Siedlungskontinuität auf dem Münsterhügel verneint und das Ende des Oppidums mit der Zerstörung von Schicht 2 vom Beginn der „römischen“ Besetzung in Schicht 3 oben zeitlich distanziert. Das könnte zutreffen. Wie der Beginn des Oppidums sich zum Ende der Siedlung bei der Gasfabrik verhält, bleibt auch hier letztlich offen.

Einige Bemerkungen sind zu den Amphoren nötig. Die Fixierung des Beginns der jüngeren Form Dressel 1B um 80 v. Chr. ist nur dann hilfreich, wenn Konsens darüber besteht, wie sich Dressel Form 1B eigentlich von der Vorgängerin 1A unterscheidet. Urteile allein anhand von Fragmenten sind nur ausnahmsweise möglich; den Rand einer nahezu vollständig erhaltenen Amphore aus dem Jahr 102 v. Chr. aus den *fossa aggeris* der servianischen Stadtmauer Roms im heutigen Quartier Castro Pretorio (CIL XV 2 Nr. 4554) wird jeder Kenner als „Dressel 1B“ klassifizieren, auch die Größe ist kein zuverlässiges Kriterium. Meinungsäußerungen über Amphorenfunde (wie hier S. 175 zitiert) sind daher wohlfeil, wenn nicht aufgrund von Autopsie oder zuverlässiger Zeichnungen ein unabhängiges Urteil möglich ist.

Die für das Ende der Gasfabriksiedlung und für das Münsterhügel-Oppidum oben schon angeführten Daten bleiben aber nicht nur wegen der beschriebenen Bedingungen, sondern auch hinsichtlich der gerade hier erstaunlich freimütig vorgetragenen Spekulationen mit historisch bezeugten oder erschlossenen Vorgängen ganz unverbindlich. In jedem Fall sind diese Ansätze schon deshalb zu früh, weil sie eine ganz unverständliche Siedlungslücke in der Region bedeuten würden. Manche Hypothesen von A. FURGER-GUNTI mögen sich als so nicht mehr vertretbar erweisen, die Möglichkeit eines Niederschlags der Ereignisse des Jahres 58 v. Chr. wird man aber weiter im Auge behalten müssen; Basel steht am südlichen Oberrhein in dieser Beziehung ja keineswegs isoliert da.

Besonders im Kapitel „Ergebnisse“ (VII) befährt die Verfasserin die Gewässer der historischen Phantasie mit vollen Segeln. Die „Südostbayerische Gruppe“, die sie als Bezugsgröße für CAESARS Formulierung *Germani qui trans Rhenum incolunt* (Gall. I 1,3 in Verbindung mit 2,3; 28,4) nachweisen will (S. 15), versteht sie als Vorstoß von Germanen aus Mitteldeutschland in das nach der Aufgabe des Oppidums von Manching entstandene Vakuum. Für das Verschwinden dieser Gruppe werden zuerst Vorgänge erwogen, die hinter der von CAESAR überlieferten Heirat Ariovists mit einer Schwester des Königs von Noricum (Gall. I 53,4) stehen könnten (S. 185 mit Anm. 251), später macht die Verfasserin aber jene Boier dafür verantwortlich, die sich nach vergeblicher Belagerung von *Noreia* dem Wanderzug der

Helvetier anschlossen (Gall. I 5,4); dafür stützt sie sich u. a. auf die Textrestitution von Gall. I 5,4 durch G. DOBESCH (Röm. Österreich 17–18, 1989–1990, 72–78). An eine Überlegung von Werner E. Stöckli anknüpfend möchte sie gar das Oppidum von Manching statt den Vindelikern den Boiern zuschreiben (S. 188). Allerdings greift TACITUS, *Germania* 28,2 *ulteriora Boii* als Beleg hierfür schon deshalb nicht, weil Tacitus schon im ersten Satz seiner Monographie die *Germania* geographisch, wie in Rom üblich, mit Rhein und Donau begrenzt, das Land südlich der Donau demnach von seiner Schilderung gar nicht erfaßt wird. Ist Manching also allein deshalb den Boiern zuzuschreiben, weil sein kultureller Habitus Beziehungen auch mit Böhmen und nicht nur mit Gallien bezeugt, was ja doch schon von der Geographie her naheliegt? Kühne Hypothesen wie eben diese bedürften sorgfältigerer Prüfung, um überzeugen zu können. Auf der Hand liegende Fragen wie die nach dem Schicksal der Bevölkerung des Oppidums von Manching, warum und wohin sie abgewandert ist, warum wir bisher nicht nur keinerlei Gräber zu dem Oppidum der Stufe Latène D1, sondern auch in der ganzen Region keine reich ausgestatteten Gräber kennen (wenn man von Kelheim absieht), lassen sich mit Spekulationen nicht beantworten. Typisch bleibt für diese Betrachtungsweise die enge Bindung an eine positive Denkmälerstatistik, vor deren „Trugspiegelung“ Paul Reinecke mit guten Gründen gewarnt hat. Darüber sollten wir inzwischen doch ein wenig hinausgekommen sein.

Die Diktion der vorgetragenen historischen Rekonstruktionen ist eigentümlich unzeitgemäß. „Kelten“ und „Germanen“ erscheinen als handelnde Subjekte im Stil nationalstaatlicher Rückgriffe des 19. Jahrhunderts. Da wird von „politischer Macht“ statt von Herrschaft, von germanischen „Vorstößen“ gesprochen, wo offenkundig Hinterlassenschaften von Siedlern gemeint sind (so beispielsweise S. 198). Die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Diskussionen des zurückliegenden Menschenalters hinterlassen in den historischen Rekonstruktionen kaum jemals Spuren. Die nicht ganz kleine Zahl von Verweisen auf antike Quellen, die nicht immer das Gemeinte wirklich treffen, läßt am Ende eine kohärente Analyse und Darstellung unter Berücksichtigung des jeweiligen Kontexts vermissen. Die Neigung, Caesar grundsätzlich absichtsvolle Knappheit und politisch arglistiges Verschweigen zu unterstellen, erleichtert nur die Versuchung, seine Aussagen unangemessen zu manipulieren, statt sie vor ihrem zeitgenössischen Hintergrund sachgerecht zu interpretieren, besonders ihre Grenzen auszuloten.

Das Studium dieser Arbeit, um von Rezeption zu schweigen, wird durch ihre Anlage, vor allem aber durch ihre komplizierte Durchführung ungewöhnlich erschwert. Dazu tragen die nicht ganz glückliche Organisation des Abbildungsapparates und einige Versehen und Versäumnisse nur unwesentlich bei (z. B. S. 45 fehlen in Tabelle 9 die Belegzahlen, S. 74 die Legende zu Tabelle 12, S. 63 in Anm. 1 die Hinweisziffern). Viel stärker ins Gewicht fallen die ständige Vermengung der verschiedensten Argumentations-Ebenen, die wiederholte Behandlung (fast) gleicher Themen ohne Beschränkung auf den jeweils im Vordergrund stehenden Aspekt und die zahlreichen Exkurse, die die Arbeit oft ganz unnötig belasten. Die von der Verfasserin so ausgiebig verwendeten wörtlichen Zitate haben ihre Tücken; nicht selten erweist sich, daß eine Paraphrase den Gedanken in seinem Kontext treffender wiedergegeben und der Sache besser gedient, den Text aber zugleich gestrafft hätte. Ein Register wäre hilfreich gewesen und könnte vieles ausgleichen – aber es fehlt.

Am Ende bedauert man, daß die Verfasserin ihr Thema nicht mit der nötigen Ökonomie organisiert hat. Ihre förderlichen Anregungen werden, so steht zu befürchten, bei aller Kritik nicht so aufgenommen werden, wie sie es verdienen. Aber die Bändigung des Chaos darf ein Autor nicht seinen Lesern aufbürden, er muß sie selbst leisten.